

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

2. (1. ordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

2. (I. ordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 30. April 1898, abends 7¹/₂ Uhr

im Brandenburgischen Ständehause, Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh. Regierungsrat E. Friedel.

Kassenstatus

der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in Berlin.

Einnahmen.

1897/98.

31. März.	Titel I. Bestand.		
	Baarbestand am 1. April 1897	2069,11 Mk.	
" "	Titel II. Mitgliederbeiträge		
	pro I. Semester 175 à 6 Mk.	1050,— Mk.	
	pro II. Semester 173 à 6 Mk.	1038,— Mk.	
		<u>2088,— Mk.</u>	
" "	Titel III. Aussergewöhnliche		
	a) Zuschuss der Brandb.-Landes-Kasse 500,— Mk.		
	b) Zuschuss des Magistrats	500,— Mk.	
	c) Verkauf von Heften	—,— Mk.	
	d) Übersch. d. Wandervers. z. Havelberg 5,50 Mk.		
		<u>1005,50 Mk.</u>	
" "	Titel IV. Reservefonds.		
	Kapitalzinsen	52,50 Mk.	
		<u>5215,11 Mk.</u>	
	Summe der Einnahmen	5215,11 Mk.	
	Kapitalvermögen		
	Berliner 3 ¹ / ₂ % Stadt-Anleihe	2000 Mk.	

Berlin, den 25. April 1898.

Revidiert und mit den Büchern übereinstimmend befunden:

F. Körner. Prof. Galland.

Ausgaben.

1897/98.

31. März.	Titel I. Lokal.		
	Vacat	—,— Mk.	
" "	Titel II. Drucksachen.		
	a) Monatshefte und Archiv	2799,75 Mk.	
	b) Zeichnungen etc.	305,55 Mk.	
		<u>3105,30 Mk.</u>	
" "	Titel III. Porto und Depeschen.		
	Porti etc.	61,10 Mk.	
" "	Titel IV. Bureau- und Schreibmaterialien.		
	Couverts, Karten etc.	26,50 Mk.	

31. März.	Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten.	
	Abschriften, Ausfertigung der Karten etc.	215,35 Mk.
" "	Titel VI. Bibliothek.	
	Vacat	—,— Mk.
" "	Titel VII. Aussergewöhnliche.	
	Wanderversammlungen, Stiftungsfest etc.	120,40 Mk.
" "	Titel VIII. Sonstige Ausgaben.	
	Vacat	—,— Mk.
" "	Titel IX. Reservefonds.	
	Berliner 3 $\frac{1}{2}$ % Stadt-Anleihe 1000,— Mk.	1018,20 Mk.
	Summe der Ausgaben	4546,85 Mk.
	Summe der Einnahmen	5215,11 Mk.
	Summe der Ausgaben	4546,85 Mk.
	Bestand pro 1898/99	668,26 Mk

Berlin, den 25. April 1898.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Haushalt - Etat

der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

1898/99.	Einnahmen.	
1. April.	Titel I. Bestand.	
	Baarbestand	668,26 Mk.
" "	Titel II. Mitgliederbeiträge	
	pro 1898/99 200 Mitglieder à 12 Mk.	2400,— Mk
" "	Titel III. Aussergewöhnliche.	
	a) Zuschuss des Magistrats	500,— Mk.
	b) Zuschuss der Brandb.-Landes-Kasse	500,— Mk.
	c) Überschüsse von Wandervers. etc.	11,74 Mk.
		1011,74 Mk.
" "	Titel IV. Reservefonds.	
	Kapitalzinsen	70,— Mk.
	Summe der Einnahmen	4150,— Mk

1898/99.	Ausgaben.	
1. April.	Titel I. Lokal.	
	Vacat	—,— Mk.
" "	Titel II. Drucksachen.	
	a) Monatshefte und Archiv	2500,— Mk.
	b) Zeichnungen etc.	300,— Mk.
		2800,— Mk.
" "	Titel III. Porto und Depeschen.	
	Porti etc.	70,— Mk.
" "	Titel IV. Bureau-Materialien.	
	Couvert, Papier, Karten etc.	50,— Mk.

1. April.	Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten.	
	Abschriften, Entschädigungen etc.	170,— Mk.
„ „	Titel VI. Bibliothek.	
	Buchbinder etc.	50,— Mk.
„ „	Titel VII. Aussergewöhnliche.	
	Wanderversammlungen etc.	120,— Mk.
„ „	Titel VIII. Reservefonds.	
	a) Kapitalsanlage	—,— Mk.
	b) Baarbestand	890,— Mk.
		890,— Mk.
	Summe der Ausgaben	4150,— Mk.

2. Die Entlastung der Rechnung des Schatzmeisters für das verflossene Geschäftsjahr 1897/98 ist vom Ausschuss erteilt worden. Die Versammlung tritt der Entlastung bei.

3. Die Neuwahl des Ausschusses für die Geschäftsjahre 1898 bis 1900 ergibt, nachdem die Versammlung mit Bedauern Kenntnis genommen, dass das Ausschussmitglied Herr Major von Maltitz wegen vorgerückten Alters von seiner Wiederwahl Abstand zu nehmen bittet, die früheren Mitglieder, also die Herren Geh. Baurat Bluth, Obmann Prof. Dr. Galland, Obmann-Stellvertreter; Dr. Gustav Albrecht; Kustos Buchholz; Oberlehrer W. Hartwig; Grubenbesitzer Franz Körner; Prof. Dr. Arthur Krause; Landesbaurat Langen; Oberlehrer Dr. Matzdorff; Direktor Dr. Müllenhoff; Direktor Dr. Otto Reinhardt und Hofjuwelier Paul Telge.

4. Zur Vorlage gelangen folgende eingesendete Schriften:

a) Hermann Pieper: Der märkische Chronist Zacharias Garcaeus (Gartz). II. Theil. (Wiss. Beil. zum Jahresbericht der II. Städt. Realschule zu Berlin. Ostern 1898). Der I. Teil dieser sorgfältigen kritischen Arbeit ist in der „Brandenburgia“ V, 48 u. 49 besprochen. Der vorliegende Schluss enthält Nachträgliches zu Garcaeus' Leben, seine litterarische Thätigkeit als Historiker und eine Aufzählung und Würdigung seiner historischen Schriften.

b) Unser Vorstandsmitglied Herr Schulrat Dr. Carl Euler machte uns beim Besuch des Jahnschen Turnplatzes am 9. Oktober 1897 („Brandenburgia“ VI, 257 flg.) auf das an dem hinteren Anberge links für den Professor Dr. phil. August Ferdinand Voigt errichtete Denkmal aufmerksam. Dasselbe besteht in einer Tafel aus Granit mit der Inschrift: „Dem eifrigen Förderer des Turnwesens, dem wackeren Freunde der Jugend, Prof. Dr. Voigt,† Oberlehrer des Königl. Realgymnasiums, die dankbaren Schüler“. Das Denkmal ist vom Bildhauer Silbernagel entworfen und vom Hofsteinmetzmeister Otto Metzling ausgeführt. Die Einweihung fand am 28. Oktober 1895 statt. Der Verewigte ist am

† *Obst. mancher in seiner Jugend immer „Der Völkchen“
 trotz seiner vornehmlichen Einseitigkeit des Gesamtzustand. Göttinger Universität
 zu sein abgesehen nicht, dass er auf sie verfallen. Aber, aber gut können*

24. August 1829 in Berlin geboren und hierselbst am 17. Juli 1893 gestorben. Über seinem Grabe auf dem Matthaekirchhof errichteten Schüler und Freunde ein Denkmal aus grauem belgischem Granit, in den ein bronzenes Medaillonbild Voigts von dem Bildhauer Habs eingelassen ist. Herr Euler hat nun in der vorgelegten Schrift „August Ferdinand Voigt. Ein Lebensbild“ das Curriculum Vitae des verdienten Berliner Schulmanns und Turners in schlichten und angemessenen Worten geschildert. Ein Brustbild Voigts und Abbildungen der gedachten zwei Denkmäler zieren das pietätvolle Büchlein.

c) Herr E. Friedel berichtet über die San José-Schildlaus wie folgt: Unser Ausschussmitglied Herr Dr. C. Matzdorff hat eine Abhandlung: „Die San José-Schildlaus“ (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten“, VIII. Bd. 1. Heft. Stuttgart 1898, 7 S. Text und 1 Taf.) eingesandt. Die Einschleppung dieses besonders unseren Obstbäumen gefährlichen Pflanzenschädling hat nahezu einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland, zwar nicht einen blutigen, wie er, Gott sei's geklagt, zur Zeit zwischen jenen Staaten und Spanien schwebt, aber doch beinahe einen diplomatischen Notenkrieg und Zollkrieg hervorgerufen.

Es ist nicht das erste Mal, dass die Alte Welt von den Vereinigten Staaten aus durch Pflanzenschädiger heimgesucht wird. Wir denken hierbei zunächst an die ungeheures Verderben verursacht habende und noch veranlassende Reblaus (*Phylloxera vastatrix*), welche seit 1853 in Nord-Amerika bekannt ist, und demnächst an den vor etwa 25 Jahren aus den Vereinigten Staaten eingeschleppten Colorado-Käfer, *Lepidotarsa decemlineata*, jenen gefährlichen Feind der Kartoffel*). Bei der San José-Laus handelt es sich — wie angedeutet — in erster Linie um einen bedenklichen Schädiger der Obstzucht, insbesondere der Birnen und Äpfel, obwohl diese Laus auch auf Quitten, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Mandeln, Stachel-, Johannis- und Himbeeren, ja auch auf Rosen, Weissdorn, Spiraeen, Akazien, Linden, Rüstern, Spindelbaum, Weiden, Hickory- und Wallnüssen beobachtet ist.

Zufolge Matzdorff ist die San José-Laus i. J. 1873 nach der kalifornischen, im Santa Clara-Thal bei San Francisco belegenen Stadt San José benannt worden, weil sie dort zuerst als gemeingefährlich beobachtet wurde. Comstock hat dem Tier 1880 den wissenschaftlichen Namen *Aspidiotus perniciosus* gegeben. Das Tier gehört zu der Familie der Cocciden oder Schildläuse unter den Phytophthiren oder

*) Vgl. Dr. A. Gerstäcker (der verstorbene Direktor des Zool. Museums der Universität Greifswald): Der Colorado-Käfer (*Doryphora decemlineata*) und sein Auftreten in Deutschland. Mit 1 farb. Tafel und 1 Karte. Cassel, 1877.

Pflanzenläusen. Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass die Männchen keinen entwickelten Rüssel, in den Vorderflügeln nur eine gegabelte Rippe und meist verkümmerte Hinterflügel haben. Die Weibchen, die — mit Ausnahme der Gattung *Aleurodes* — ungeflügelt sind, sehen erwachsen schildförmig aus und sitzen mit dem Schenkel festgesaugt an ihrem Wohnort, um hier die Eier und die ausschlüpfenden Jungen unter ihrem Schild zu bergen. Ihre Entwicklung weist im Gegensatz zu der anderer Schnabelkerfe ein Puppenstadium auf.

Die Vereinigten Staaten verwahren sich energisch dagegen, dass die San José-Laus in ihnen einheimisch sei; in der That ist sie auch auf Hawai und in Neu Süd-Wales beobachtet, sodass die Vaterlandsfrage zur Zeit noch als eine zweifelhafte erscheint.

Jedenfalls bekommt dem *Aspidiotus* unser nordisches Klima ganz gut und sind Exemplare davon durch kalifornisches Obst bei uns eingeschleppt, sodass man die energischen Schutzmassregeln, welche das Deutsche Reich ergriffen, nur gutheissen kann.

Als bestes Vertilgungsmittel wird Walfischthranseife im Verhältnis von 1,5 kg oder 1 kg auf 5 l Wasser empfohlen. Ich mache jedoch auf das billiger und leichter zu erhaltende Stichlingsöl und dessen seifige Verarbeitungen aufmerksam. Als langjährigem Vorstandsmitgliede des Deutschen (Binnen-) Fischerei-Vereins und als Vizepräsidenten des Deutschen Seefischerei-Vereins ist mir wohl bekannt, wie ausgezeichnete Ergebnisse die Anwendung der Stichlings-Derivate gegen die *Phylloxera vastatrix*, die Reblaus, liefert. Die Stichlingsmittel werden in Frankreich in ungeheuren Mengen aus Norwegen für ca. 500 000 Fres. jährlich bezogen, nun produzieren aber auch die preussischen Küstengewässer und die märkischen Seen und Flüsse gewaltige Mengen von Stichlingen oder Stekerlingen, sowohl vom gewöhnlichen dreistacheligen *Gasterosteus aculeatus* L. wie von dem kleineren vielstacheligen *G. pungitius* L. Diese Fische, welche dem Fischlaich als arge Räuber sehr schädlich sind, werden bei uns nicht beachtet, höchstens als Dünger auf den Acker gestreut, während sie zur Bereitung eines Thrans vorzüglich sich eignen, den weder die Reblaus noch die Schildlaus vertragen kann. Auch gedörrt, pulverisiert und ein Dekokt davon auf die Wurzeln der infizierten Gewächse gegossen, tötet das Stichlingsmittel die Brut der Läuse, welche damit in Berührung kommt, unweigerlich, ohne den Reben, Sträuchern und Bäumen zu schaden. Ich ermuntere deshalb auch an dieser Stelle zu Versuchen mit Stichlingsthran und Stichlingspulver gegen die Reblaus und die Schildlaus.

Herr Dr. Carl Bolle bemerkt hierauf, wie er die Besorgnis, welche in den amtlichen Kreisen Deutschlands von der San José-Schildlaus herrschen, für stark übertrieben halte. Wir besäßen bereits unter unseren heimischen Schädlingen Schildläuse, welche dem *Aspidiotus*

morphologisch sehr nahe ständen und trotzdem keine Veranlassung zu offiziellen Schutzmassregeln gäben. Man solle deshalb die Sache doch erst einmal eine Zeitlang abwarten. Man müsse auch besorgen, dass die Vereinigten Staaten Repressalien gegen Deutschland nehmen würden, die wir im Ausfuhrverkehr übel empfinden möchten. Die Erfahrung bei Pflanzen-Schädlingen aus der niederen Tierwelt lehre, dass sie sich nach einer gewissen Verbreitungsperiode von selbst abschwächen und ihre Gefährlichkeit einbüßten. Sodann zeige die aus den Reblausgesetzen seit Jahrzehnten hervorgegangene Grenzabspernung gegen lebende Pflanzen und Pflanzenteile, wie rigoros dieselbe nicht selten gehandhabt und wie der so wichtige Pflanzenaustausch unter Landwirten, Baumzüchtern, Gärtnern, Pflanzenliebhabern und Botanikern dadurch beeinträchtigt werde. Die Nordamerikaner kämen, obwohl dort die meisten Herde der San José- oder Sankt Josefs-Schildlaus seien, doch im eigenen Binnenverkehr ohne schutzpolizeiliche Beschränkungen aus. Die San José-Schildlaus sei übrigens so klein, dass man sie mit blossem Auge nicht wahrnehme.

Herr Friedel entgegnet hierauf, dass man an der von Dr. Matzdorff in natürlicher Grösse abgebildeten kalifornischen Birne deutlich die infizierten, eigenartig umschriebenen Stellen, wo der *Aspidiotus* sich eingenistet, wahrnehme; sogar ein Laie könne das mit blossen Augen, ohne Vergrösserung, sofort sehen. Die einzelnen Teile der Vereinigten Staaten sind wegen der San José-Schildlaus gerade mit sehr strengen Absperrungsmassregeln seither untereinander vorgegangen, so z. B. die Staaten New-York, Massachusetts und New-Jersey. Gegen dergleichen parasitische tierische Infektion müsste gerade im Anfange unnachlässig eingeschritten werden, das Gegenteil, nämlich die Nachsicht, die man mit der Reblaus in Europa geübt, habe sich in einer ungeahnt fürchterlichen, den Wohlstand ganzer Bevölkerungsmassen geradezu vernichtenden Weise gerächt. Die Traubenkultur sei infolge dieser Nachlässigkeit u. a. in den blühendsten Rebengefilde Frankreichs vielleicht für immer, jedenfalls auf viele Jahrzehnte vernichtet. Hiergegen müssten die Wünsche der botanischen Liebhaber und der Gärtner unbedingt zurücktreten. Die Besorgnis vor der San José-Reblaus zeitige nebenher wissenschaftliche Unternehmungen, die der Pflanzenpflege wie der Botanik im höchsten Masse zu Gute kommen. So habe das Reichsgesundheitsamt, hauptsächlich infolge des Auftretens des *Aspidiotus* in Deutschland, 60 000 Mk. zur Errichtung einer biologischen Abteilung für Land- und Forstwirtschaft im Nachtrag zum Reichshaushalt gefordert. Es füllt dies eine Lücke aus, die sich gerade auf dem Gebiete der angewandten Biologie mehr als einmal peinlich genug bemerkbar gemacht hatte. Die neu zu begründende biologische Abteilung für Land- und Forstwirtschaft soll dazu bestimmt sein, die auf Grund der biologischen Forschungen ein-

zuleitenden Massregeln zur Verhütung und zur Abwehr von Pflanzenschädlingen aller Art einheitlich anzuordnen und deren Durchführung mit Zuhilfenahme der landespolizeilichen Behörden in den Bundesstaaten zu ermöglichen. Die Thätigkeit dieser neu zu schaffenden Abteilung im Reichsgesundheitsamte wird also eine zwiefache sein, nämlich eine rein wissenschaftliche, welche auf die Ergründung der Ursachen von Pflanzenseuchen durch Übertragung organisierter Krankheitserreger gerichtet sein muss, und eine praktische verwaltungsmässige Arbeit, welche gewissermassen die polizeiliche Pflanzengesundheitspflege umfassen wird. Zu diesem Zwecke wird vor allem die Anlage pflanzenbiologischer Versuchsfelder notwendig sein, auf denen nach dem Vorbilde des Institutes für Infektionskrankheiten beim Menschen die Infektionskrankheiten bei den Pflanzen erforscht und die zu ihrer Unterdrückung geeigneten Mittel ausfindig gemacht werden sollen*). Die preussische Regierung ist, wie man aus den dem Nachtragsetat beigefügten Begründungen ersieht, zur Hergabe der erforderlichen Versuchsländereien in der Nähe Berlins bereit. Erfreulicherweise hat der Minister in der Budgetkommission erklärt, dass für diese neu zu schaffende pflanzenbiologische Station zur Erforschung der Ursachen von Pflanzenseuchen ein Terrain bei Dahlem in Aussicht genommen ist, sodass sie mit dem neuen Botanischen Garten in eine organische Verbindung gebracht werden wird.

5. Herr E. Friedel legt ferner 4 Photographieen vor, welche in seinem Beisein gelegentlich einer Exkursion des Märkischen Museums mit dessen Apparat von Herrn H. Maurer am 9. April d. J. in Potsdams Umgegend aufgenommen wurden:

a) Das Denkmal für die 1813 in den Potsdamer Lazaretten verstorbenen Krieger, grosses Eisenkreuz über einem gewaltigen Steinsockel mit Inschrift, auf dem alten Kirchhof in Potsdam an der Saarmunder Chaussee, am Fuss des Pfingstberges;

b) Das auf Befehl Kaiser Wilhelms II. vom alten Militär-Kirchhof hierher übertragene Denkmal für den als Offizier in der Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758 hervorragend beteiligt gewesen v. Wacknitz, aus rötlichem Sandstein, mit einem antiken Helm gekrönt**).

*) Nach Mitteilung des Herrn Regierungsrat Dr. Ohlmüller vom Reichsgesundheitsamt ist man dort von der grossen Gemeingefährlichkeit des *Aspidiotus perniciosus* überzeugt. Da dies Tier in der That von einer nahe verwandten, weniger gefährlichen Spezies schwer zu unterscheiden ist, so sind in letzter Zeit ca. 20 Sachverständige in der genauen Unterscheidung beider Arten ausgebildet worden.

***) Thomas Carlyle, Geschichte Friedrichs II. von Preussen. Berlin 1869 5. Bd. Cap. XIII. S. 299 bemerkt: „Excellenz Mitchell wird um acht Uhr abends vom Könige empfangen, trifft verschiedene Obergenerale, darunter Seidlitz, gratulirt „zu dem schönen Siege“ (kein so ganz entschiedener bisher), „den der Himmel Ew. Majestät gegeben“. „Ohne diesen“ sagte Friedrich — „ohne diesen würde es schlecht aus-

Herr Friedel fordert zu einem Besuch des von dem Städtischen Friedhofs - Inspektor Kirsky mit grosser Liebe und besonderem Verständnis gepflegten Gottesackers auf, der eine Menge hervorragender Toten aufzuweisen hat.

c) Die Teufelsbrücke bei Bornstedt, von Friedrich Wilhelm IV. über den tiefen Einschnitt der Teufelsschlucht aus Rüdersdorfer Kalksteinen im Stile eines altrömischen Aquaedukts gebaut. Die Soole der Schlucht reicht bis in die Schicht des dem unteren Diluvium angehörigen Valvaten - Mergels, wie Herr Friedel durch Konchylienfunde nachgewiesen hat. Dieser Valvaten-Mergel ist sonst u. a. von Alt-Geltow, Baumgartenbrück, Werder, Kemnitz und vom hohen Ufer des Griebnitz-Sees unweit Babelsberg aus der Umgegend von Potsdam bekannt.

d) Das Nymphaeum bei den sieben Quellen nahe dem Dustern Teich unweit Lindstedt. Die zwischen Bornstedt und Bornim belegene kleine Ansiedlung Lindstedt wird trotz ihrer anmutigen walddreichen Umgebung (Katharinenholz) leider nur selten von den Berlinern, noch seltener die weihevollere Umgebung des Dustern Teichs aufgesucht. Im Waldesschatten entspringen die Quellen, deren Legenden v. Reinhardt in seinem bekannten, leider allzu romantisch aufgeputzten Buch „Sagen und Märchen aus Potsdams Vorzeit“ erzählt. Derselbe kunstliebende König hat auch hier ein Denkmal und Wahrzeichen errichtet, ein von 4 dorischen Säulen getragenes Tempelchen, in welchem die Tochter des Aeskulap, die Göttin der Gesundheit, Hygieia, als anmutige Gewandstatue in Zinkguss steht.

6. Herr Friedel teilt als Nachtrag zu seinem Vortrag „Über Aberglauben und Volksvorstellungen“ am 9. Februar d. J. zu „Brandenburgia“ VI, S. 491 f. den nachfolgenden nicht uninteressanten Beitrag über Talismane, Heckpfennige, Fischschuppen u. dgl. mit, welcher einer Verhandlung vor der 140. Abteilung des Berliner Schöffengerichts am 28. April d. J. entnommen ist: „Die bejahrte Stickerin Franziska Ulrich wurde im Dezember v. J. im Wertheimschen Geschäft dabei ertappt, wie sie einige Puppensachen stahl. Sie musste sich einer Leibesuntersuchung unterwerfen, und hierbei wurden nicht weniger als vier Portemonnaies bei ihr gefunden. Die Ulrich geriet in den Verdacht, eine Taschendiebin zu sein. Im Verhandlungstermine gab sie den Diebstahl an den Puppensachen zu; sie habe zwölf kleine Enkel, denen sie eine Weihnachtsfreude habe machen wollen. Die Portemonnaies seien aber alle ihr Eigentum.

sehen!“ und richtete seine Sonnenaugen mit einem schönen Ausdruck auf Seidlitz. Seidlitzens Antwort darauf war, wie ich finde, ein verlegenes Erröten und an artikulierte[n] Worten nur: „Hm, na, ah, Ew. Majestät Kavallerie hat den Sieg erfochten; — aber Wackenitz“ (mein Gehülfe) „verdient Beförderung!“ — welche Wackenitz auch, in nicht allzu reichlichem Maasse, erhielt“.

Das erste trage sie seit einer Reihe von Jahren auf dem blossen Leibe. Es sei das „Glücksportemonnaie“ und enthalte nur eine kleine getrocknete Fledermaus. So lange sie dies bei sich geführt habe, habe sie stets Arbeit gehabt. Seitdem man es ihr genommen, sei auch die Arbeit ausgeblieben. Das zweite Portemonnaie habe sie im untersten Unterrock eingenäht gehabt. Es sei das „Sympathieportemonnaie“ und enthalte einige Fischschuppen, die in einer Sylvesternacht einem männlichen Karpfen entnommen seien, sowie einige geheimnisvolle Kräuter. In einem zweiten Unterrock habe sie ein drittes Portemonnaie, das Heckpfennig-Portemonnaie, verwahrt. In diesem habe sie das Geld geborgen, welches sie nicht ausgeben wolle. Schliesslich habe sie in der Kleider tasche ein viertes Portemonnaie gehabt, aus dem sie die laufenden Ausgaben bezahlte. Der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Werthauer, veranlasste, dass die vier Portemonnaies aus der gerichtlichen Verwahrungsstelle herbeigeschafft und auf ihren Inhalt geprüft wurden. Der Befund bestätigte die Angaben der Angeklagten, welche nur wegen des Ladendiebstahls drei Tage Gefängnis erhielt. Die verschiedenen Portemonnaies wurden der Verurteilten zu ihrer sichtbaren Freude wieder ausgehändigt“.

7. Herr Sanitätsrat Dr. Robert Behla in Luckau, einer der eifrigsten Erforscher unserer Nieder-Lausitz legt der „Brandenburgia“ unter Hinweis auf die Mitteilungen des Herrn E. Friedel in der „Brandenburgia“ VI, 320 flg. vom 24. November 1897 über Schlittenknochen und Schlittschuhknochen zwei Exemplare bearbeiteter Pferdeknochen vor, welche der Abbildung des grösseren Stückes, S. 323, ähneln. Dieselben wurden kürzlich in Luckau beim Abbruch eines Hauses in der Hintergasse 171 ca. 1 m tief in Kulturschichten gefunden. Der eine vollständige Knochen mit spiegelglatter Bahn misst 34 cm in der Länge. Die Gelenkenden sind nicht abgebrochen, sondern mit einem scharfen Werkzeug, vielleicht Beil, abgeschlagen. Durch die zwei Kopfen des Knochens sind Löcher für Eisenstifte vorgebohrt und dann letztere durchgetrieben, höchst wahrscheinlich in Hölzer, auf welchen ein kleiner Schlitten befestigt war. Der zweite Knochen, welcher an einem Ende abgebrochen ist, zeigt am andern Ende ebenfalls die Durchbohrung und den Eisenstift. Dies letztere Stück hat Herr Behla dem Märk. Museum überwiesen. Es handelt sich, wie ersichtlich, hier nicht um ein Paar Schlittschuhknochen, sondern um ein Paar Schlittenknochen. (Im „Cottbuser Anzeiger“ vom 4. Mai 1898 hat den Luckauer Fund Herr Dr. Robert Behla in einem Aufsatz, betitelt „Über Funde von Schlittschuhknochen“ beschrieben. Herr B. hält die Knochen irrtümlich für Rind.)

8. Märkischer Rebensaft. Herr E. Friedel teilt unter dieser Spitzmarke folgendes mit: „In unserer „Brandenburgia“ ist zum öftern von dem Weinbau in unserer Provinz und von dem daraus gewonnenen

Rebensaft die Rede gewesen (Vergl. III, 229 flg.; IV, 182 flg.) Allgemein ist die Vorstellung verbreitet, dass der Rebenbau im Rückgange sei und dass, abgesehen von der Niederlausitz, fast nirgends mehr Rebensaft und Trinkwein in unserer Provinz erzeugt werde. Es dürfte daher manchen unserer Leser überraschen, dass noch innerhalb der rebenreichen Stadt Potsdam alljährlich Wein zum Haustrunk gekeltert wird. Bei einer Exkursion des Märkischen Museums nach Potsdam hatte die verwittwete Frau Orgelbauer Gesell, Schwester unseres Mitgliedes, des Herrn Rektor Otto Monke, die Liebenswürdigkeit, den Teilnehmern von ihrem im Jahre 1897 selbst gekelterten Wein, von dem Rebenspalier ihres Hauses in Potsdam, Junkerstrasse 36 am Bassinplatz, verschiedene Flaschen vorzusetzen. Der Wein, reiner Rebensaft, nur ein wenig mit Zucker versetzt, weil die grossbeerigen Malvasiertrauben wegen der Kühle des Sommers 1897 nicht völlig ausgereift waren, hatte die leicht rötliche Farbe des Champagners und mundete uns so gut, dass wir mehrere Glas mit Vergnügen tranken. Zum mehrjährigen Lagern kommt dieser Wein nicht, weil er in einem Jahr ausgetrunken wird. Frau G. zerquetscht die Beeren zunächst in einer Satte mit einer Holzkeule, dann wird eine Handpresse angewendet und der Rebensaft so oft durchgegossen, bis er klar ist. Der Rückstand wird als Weinsuppe (Mostsuppe) verkocht; das Übrige bildet den wohlbekömmlichen Wein. In dieser Weise wird Rebensaft und Wein noch jetzt an vielen Stellen in und bei Potsdam gewonnen.

9. Herr Kustos R. Buchholz legt 9 Blätter photographischer Aufnahmen des ganzen Komplexes der

Charité,

sowie einige Kupferstiche vor, die ein Bild der Anlage dieses grossen Krankenhauses aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geben. Er giebt dazu folgende kurze geschichtliche Erläuterungen: Im Jahre 1710 wurde das Stammgebäude dieses grossen Staats-Krankenhauses in der damals entlegenen wüsten Gegend vor der Jungfernhaid errichtet, um diejenigen Armen aufzunehmen, die an der von Osten her sich allmählich der Mark nähernden Pestseuche erkranken würden. Glücklicherweise ging die Pestgefahr damals an Berlin vorüber und das errichtete Gebäude fand nun Verwendung als Arbeitshaus, zum Teil auch als Lazarett für die Garnison.

Diese zweifache, wenig zu einander passende Verwendung konnte nicht von langer Dauer sein. Man verwandelte im Jahre 1725 den für das Arbeitshaus bestimmten Teil in ein Hospital für das Städtische Armenwesen und brachte die Arbeitshäusler in das vom Schlächtergewerk erbaute Haus Belle Alliance-Platz 11, das wegen des Ochsenkopfschildes der „Ochsenkopf“ genannt wurde, eine Bezeichnung, die der Volksmund bei der späteren Verlegung des Arbeitshauses nach dem

Alexanderplatz auf das dortige Arbeitshaus übertrug (das letztere wurde in unserer Zeit abgebrochen, um dem Neubau des Polizei-Präsidiums Platz zu machen).

1727 wurde auf Königlichen Befehl mit dem Hospital ein Bürgerlazarett verbunden, das zugleich mit dem Garnisonlazarett zur Ausbildung von Chirurgen dienen sollte. Der König gab dabei der Anstalt den Namen „Charité“; es sollte „ein öffentliches Werk der christlichen Liebe, Gutthat und Mildigkeit“ sein.

Auf die Spezialgeschichte der Anstalt will ich hier nicht eingehen; die ist in der offiziellen Festschrift für die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 1886, S. 349—379 ausführlich beschrieben. Nur bezüglich der Baugeschichte sei hier noch bemerkt, dass der ursprüngliche Bau von 1710, ein dreistöckiges vierflügeliges einfaches Haus, in dem 1785 begonnenen viel grösseren Neubau aufgegangen ist, welcher letztere in nächster Zeit wieder eine grosse Veränderung erfahren dürfte. Um dem steigenden Bedürfnis zu genügen, wurde 1831 ein zweites grosses Gebäude innerhalb des Parks „die neue Charité“ erbaut, ebenso 1837 ein Gebäude für Pockenranke, 1851 das „Sommerlazarett“, 1856 das von Virchow geleitete pathologische Institut.

Der bevorstehende, zum Teil schon begonnene, gänzliche Umbau der Charité-Anlage hat dem Märk. Museum Veranlassung zur Fixierung des bisherigen Bildes dieses Stadtteils in 9 photographischen Aufnahmen von verschiedenen Seiten aus gegeben.

Auch an dem entgegengesetzten Ende der Nordseite der Friedrich Wilhelmstadt vollzieht sich eine grosse bauliche Veränderung. Die

„Reitende Artillerie-Kaserne“,

wie das Gebäude auf der westlichen Seite der Friedrichstrasse am Oranienburger Thor nach einer früheren Inschrift hiess, wird modernen Bauten Platz machen. Dieses Gebäude war unter Friedrich II. in schlichter Kasernen-Art erbaut; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhielt es einen ornamentalen Portalvorbau im griechischen Stil mit 3 Reliefs, verschiedene artilleristische Übungs-Szenen darstellend, sowie mit obiger Inschrift, die aber seit einigen Jahren beseitigt wurde, wohl weil der Volkshumor darin einige Nahrung fand. Auch von dieser Kaserne lege ich einige Photographien vor.

10. Vortrag des Herrn Dr. Max Friedländer: „Über deutsche Volkslieder“. Der Vortragende charakterisiert zuerst die Versuche der Dichter und Litterarhistoriker, eine Definition des Begriffes „Volkslied“ zu geben. Das Volkslied entsteht im Volke und lebt im Volke, ohne dass jemand den Dichter und Komponisten nennen kann. In der ältesten Zeit waren Lieder und Melodien allgemeiner verbreitet und herrschender als heutigen Tages. Im Mittelalter waren es hauptsächlich die fahrenden Spieler, welche die Lieder verbreiteten. Die Zeit der

Minnelieder und der Meistersänger war in Bezug auf die Melodie nach unserem Geschmack die traurigste. Das bestätigte vollauf die Probe, welche der Vortragende aus einem Meisterlied gab. Den Nutzen aber hatten die Meistersänger, dass sie der Dichtung die Thüren der Bürgerhäuser öffneten. Während wir den Text von einigen sehr alten Liedern kennen, fehlen uns die Melodien. Diese kennen wir erst aus dem 14. Jahrhundert, und für die früheren Zeiten geben die Quodlibets einige Anhaltspunkte. Ein solches ist z. B. das Dannhauserlied. Wie treu das Volk alte Lieder festhält, das lehrt das Wernherlied: „Du bist mîn, ich bin din, des solet Du gewis sîn“, das um 1170 niedergeschrieben wurde. Aus dem 18. Jahrhundert giebt es ein Jägerlied, das auch vom Herzen und dem Schlüsselein handelt. Aus derselben Zeit stammt auch ein Bergmannslied aus Freiberg, das einen ähnlichen Schluss hat. Und noch heutigen Tages sind Anklänge an dasselbe in Tirol, Thüringen etc. zu treffen. Wie es sich mit dem Text verhält, so verhält es sich auch mit der Melodie. Eine Sequenz aus dem 15. Jahrhundert zieht sich durch die Lieder: „Vive la compagneia“, „Ein Grobschmied sass“, „Die Leineweber haben“, „Hinterm Ofen, hinterm Ofen“, „Die Pinzgauer“ bis „Zu Mantua in Banden“ und „Ein lustiger Musikante“. In früheren Zeiten, z. B. noch zu Luthers Zeiten, war die Kunst des Gesanges weitverbreitet; die Freunde Luthers waren Dichter und Komponisten, und ihre Schöpfungen drangen ins Volk. Heute ist es anders. Die grossen Werke von Bach, Mozart, Beethoven, Spohr u. a. sind nur ein Schatz für die höheren Schichten. Weiter verbreitet sind allein Wiener Walzer, Märsche etc. Nicht zu unterschätzen ist die Wirkung des protestantischen Chorals. In jenen Zeiten gab es noch keinen Unterschied zwischen weltlichem Lied und Kirchenlied. Die Melodie des weltlichen Liedes „Innsbruck, ich muss dich lassen“ wurde verwertet für „Nun ruhen alle Wälder“ und für „O Haupt voll Blut und Wunden“. Bach machte sie zum Mittelpunkt seiner Matthäus-Passion mit dem Liede „Wenn ich einmal soll scheiden“. Ein eigentümliche Stellung nehmen die Balladen ein. Ursprünglich sind es Tanzlieder heiteren Inhalts und erst später erhalten sie einen düsteren Charakter. Der Vortragende trägt hier eine Ballade aus dem 16. Jahrhundert vor: „Es ritt ein Herr und auch sein Knecht“. In früheren Zeiten hatten auch die Volkslieder einen heiteren Inhalt, auch sie sind heute sentimentaler Natur. Im 17. Jahrhundert entstehen die sogen. Scheidelieder „Morgen muss ich fort von hier“. Brahms „Dort unten im Thale“ charakterisiert der Vortragende als Gegenstück dazu. Die Zeit der Schlesischen Dichterschule war für das Gedeihen des Volksliedes am ungünstigsten. Es bildete sich hier der Unterschied heraus zwischen Vornehm und Volk. Die Art der Dichtung war geziert und galant. Erst das vorige Jahrhundert nahm den Kampf hiergegen auf und zwar in erster Linie durch die Soldatenlieder, wie

„Ein Schifflin sah ich fahren“. Aus dem Jahre 1770 stammt das Lied vom Prinz Eugen, das Freiligrath zu einem Kunstlied gemacht hat und das Löwe komponiert hat. Im vorigen Jahrhundert, als der Wohlstand in den Städten zu steigen begann, wurden Luxusgegenstände, wie Kanapé, Kaffee und Knaster besungen. Schon 1740 findet sich in Rossla die früheste Form des Kanapéliedes: „Das Kanapé ist mein Vergnügen“. Zum Schluss besprach der Vortragende noch das Berliner Lied und das Märkische Lied. Da ist das Schöneberger Lied: „Mir wird so traurig, mir wird so duster“, dessen Melodie erst kürzlich notiert worden ist und sodann das Lied: „Wann wir fortwandern ziehen“.

Diese litteraturgeschichtlichen Erklärungen also waren das Band, das sich um die Gesangsproben schloss. Das wunderbar klangvolle, modulationsfähige Organ und die grosse künstlerische Fertigkeit des Vortragenden verschafften den Hörern einen grossen Genuss.

11. Einige Burgwälle des Havellandes.

Vortrag von Robert Mielke, gehalten am 30. März 1898.

Wie ein Blick auf die ausliegende Karte bestätigt, zählt das Havelland viele Burgwälle. Sie sind zum Teil bekannt, untersucht und beschrieben; doch ist ihre Anzahl mit den in der Litteratur erwähnten nicht erschöpft, sondern es dürften sich in versteckten Winkeln noch manche finden, die der Beobachtung bisher entzogen waren. Auch eine Beschäftigung mit den schon länger bekannten, insbesondere ihrer gegenwärtigen Erhaltung, ist von Zeit zu Zeit erspriesslich, denn mehr als andere prähistorische Altertümer unterliegen die Wälle der Gefahr der Zerstörung. Die fruchtbare Erde wird nicht selten zur Ausgleichung des Terrains benutzt, wie es bis vor kurzer Zeit noch dem berühmten grossen Wall von Burg drohte, oder sie fallen der Industrie zum Opfer, die dem germanisch-wendischen bei Ketzin den Untergang gebracht hat, oder auch — und das ist in den meisten schwer zu kontrollierenden Fällen ihr Schicksal — sie werden durch die ausgleichende Thätigkeit der modernen tiefgehenden Pflüge langsam aber stetig eingeebnet. So rechtfertigt es sich vielleicht, wenn ich hier neben unbekanntem Anlagen auch einige ältere wieder vorführe, die teils schwer zu erreichen, teils nur in den wissenschaftlichen Werken zu finden sind; daneben hoffe ich, durch einzelne Lagepläne aus jüngster Zeit zur Kenntnis derselben einiges beizutragen.

Ich erwähne zunächst den Burgwall von Dyrotz, der dem Namen nach bekannt, meines Wissens aber noch nicht untersucht bzw. beschrieben ist. Der Ort liegt an der Lehrter Bahn, etwa halbwegs zwischen Spandau und Nauen. Aber so nahe der Wall der Haltestelle ist, so schwer ist er zu erreichen, da ihn ein ca. 1 km breites Luch von der Ortschaft trennt. An einem schönen Novembertage versuchte ich in Gesellschaft

mit unserem Mitgliede Dr. Albrecht dieses Luch zu überschreiten, weil wir andernfalls einen Umweg von einer Meile hätten machen müssen; denn die Insel, auf deren nördlichem Ausläufer der Wall liegt, ist nur

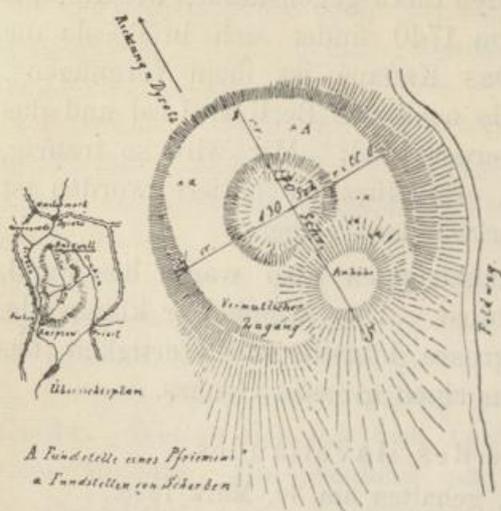


Abb. 1. Burgwall von Dyrotz.

130 Schritt; er fällt nach drei Seiten schroff ab, während sich seine Südseite unmittelbar an den mässig geneigten Hang der Insel, die die Feldmark des Gutes Karpzow einschliesst, anlehnt. Ein Vorwall oder Graben, der nach dieser Seite hin die Anlage zu schützen hätte, war nicht zu bemerken; doch stieg die Krone des Walles, welcher an der dem Luche zugewandten Nordseite etwa 5 m hoch war, an dieser Stelle ein wenig an. Eine flache Mulde westlich neben dieser Anhöhe stellt wahrscheinlich den alten Eingang dar. Heute wird die Stätte von einem niedrig gelegenen Ackerfelde umgeben, das dieselbe von dem Luche scheidet; früher gehörte dieses ohne Zweifel dem Luche selbst an und ist erst durch das Sinken des Wasserspiegels demselben abgewonnen.

Wir fanden auf der Krone vereinzelte Gefässreste mit unverkennbar wendischen Verzierungen und einen Knochenpfriem, die dem Märk. Prov.-Mus. übergeben und zur Stelle sind. In dem wohl 2 m vertieften Innenraum, der bei Burgwällen in der Regel die Reste der Vergangenheit birgt, lagen die Scherben am spärlichsten.

Für die Burgwall-Frage ist die Lage des Dyrotzer Walles vielleicht nicht ohne Bedeutung. Die an und für sich durch das umlagernde Luch hinreichend geschützte Insel bedurfte einer Befestigung an dieser Stelle am wenigsten. Hätten die Erbauer einen fortifikatorischen Zweck im Auge gehabt, dann lag es näher, den Wall an der schmalsten Stelle anzulegen, wo bei dem heutigen Gute Karpzow der Übergang am leichtesten ist. Auch heute ist die Insel nur von dieser Stelle mittelst eines Dammes zugänglich, der vermutlich schon in wendischer Zeit den Übergang herstellte, und der daher zunächst durch Befestigungen geschützt

vom Süden, bei dem Gute Karpzow, zugänglich. Nachdem einer von uns bis an den Leib in einen Graben versunken war, und auch der andere eine etwas weniger ungemütliche Bekanntschaft mit dem schwarzen Torfwasser gemacht hatte, kamen wir glücklich hinüber. Vor uns lag ein imposanter Rundwall; Scherben auf dem umliegenden Gelände deuteten auf eine prähistorische Stätte. Der sehr gut erhaltene Wall (Abb. 1), dessen Form sich einer Ellipse nähert, misst auf der Krone 530, in seiner längsten Ausdehnung 170, in der kleineren

werden musste, selbst wenn die älteste Ansiedelung sich nicht an dieser Stelle, sondern in unmittelbarer Nähe des Burgwalles befunden hätte. Auch spricht die Etymologie des von *karpa* (= im Wasser liegender Stamm oder Klotz) abgeleiteten Ortsnamens, analog unserem Berliner „Ober- und Unterbaum“ für eine Wehr an dieser Stelle. Es drängt sich daher für diesen Burgwall die Annahme eines anderen Zweckes auf, vielleicht eines kulturellen, wenngleich eine kriegerische Benutzung zu Zeiten der Gefahr nicht ausgeschlossen erscheint.

Eine verwandte aber kleinere Anlage findet sich etwa 15 km westlich bei dem Dorfe Riewendt; sie war einst ganz vom Wasser umgeben, misst in der Krone 250, in der grösseren Ausdehnung 80, in der kleineren 60 Schritt. Als ich vor einigen Wochen den Wall besuchte, war der Wasserstand noch sehr hoch, sodass selbst der schmale nordwestliche Zugang nicht trockenen Fusses zu passieren war. Die höchste Stelle liegt im Nordwesten neben dem einstigen Eingang und mag von dem Wiesenboden ab etwa 5 m betragen. Von hier senkt sich der Wall in seiner Niveaulinie nach dem Süden, der Wasserseite, um 2 m. Die Oberfläche des übrigens ausgezeichneten Walles, der es verdient, unter besonderen Schutz gestellt zu werden, war mit Gefässresten übersät, auf deren Auslage ich jedoch, da sie keine charakteristischen Verzierungen enthielten, verzichtet habe. Der verhältnismässig kleine Wall ist bereits öfter das Ziel von Untersuchungen gewesen und hat sich dabei als ein sehr ergiebiges Feld für den Sammler erwiesen. Von ihm stammt auch eine im Märk. Prov.-Museum befindliche, in ihrer Form höchst seltene, Knochen-Pfeilspitze, von der eine Nachbildung hier ausliegt.

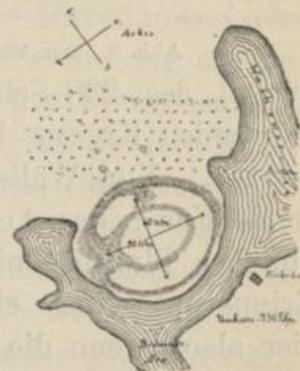


Abb. 2.
Burgwall am Riewendt-See.

Der Wall scheint nach älteren Fund-Berichten*) die Ablagerungsstätte mehrerer Perioden zu sein, die es nahelegt, denselben gründlich, namentlich auf das Vorkommen etwaiger Substruktionen, zu untersuchen. Leider machte die hereinbrechende Dunkelheit es für mich unmöglich, solche einzuleiten; ebenso verhinderte sie mich, ein benachbartes aber bereits zerstörtes Urnenfeld abzusuchen.

Für einen ehemaligen Burgwall ansprechen möchte ich auch eine Stelle auf dem flachen Violenwerder bei Uetz, der als eine alte Siedlungsstätte längst bekannt ist. Seine Lage abseits grosser Strassen und inmitten eines weiten Sumpfgebietes, das nur durch einen schmalen

*) v. Ledebur: Die heidnischen Altértümer des Regierungsbezirkes Potsdam. S. 37. — R. Grupp: Die märkischen Ring- und Burgwälle zwischen Potsdam und Rathenow im Jahresber. d. hist. Ver. zu Brandenburg a. H. 1881. S. 25.

künstlichen Damm mit dem nördlich vorgelagerten festen Lande in Verbindung steht, musste die schutzbedürftige Bevölkerung der Vergangenheit geradezu zur Ansiedelung einladen. Er war einst bei höherem

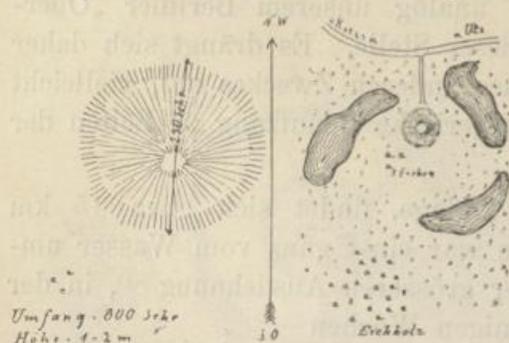


Abb. 3. Der Violenwerder.

Wasserstände nur an vereinzelt Stätten bewohnbar, wovon früher gemachte Funde Zeugnis ablegen. Auf dem rings von Sumpfwiesen und Wassertümpeln umgürteten Eiland, das durch eine Gruppe von 3 schönen Eichen weithin sichtbar ist, fällt ein fast völlig kreisrundes beackertes Stück auf, dessen Mitte ein wenig ansteigt. Den grössten Böschungswinkel des 230 Schritt im Durchmesser und 800 Schritt im Umkreis messenden Kreises bildet die Mitte, wo die Erhebung wohl gut $1\frac{1}{2}$ m beträgt. Von Wällen ist keine Spur mehr zu sehen, indessen ist die runde Form des Ackerstückes, die so ganz abweicht von den bei uns üblichen Flurabschnitten, so auffallend, dass man sie nur als letzte Erinnerung eines einstigen Rundwalles ansprechen kann. Wir hätten hier also, wenn die Diagnose des Geländes richtig ist, ein Beispiel vor uns, wie durch jahrelanges Beackern die Höhenlinien eines Walles gänzlich verwischt werden. In dem nicht weit südöstlich gelegenen „Eichholz“ sind vor nicht langer Zeit ebenfalls Bruchteile von einem Wall vorhanden gewesen, der vielleicht identisch ist mit dem in einer Urkunde von 1598 erwähnten „Wall bei der Scheunstätte“*), von der die Gegend noch heute diesen lokalen Namen führen soll. Da ich den Ort bisher nicht habe besuchen können, so sei hier nur die Thatsache angeführt.

Ganz abweichend von diesen Sumpfwällen, die nach dem verstorbenen Archäologen Lisch in Schwerin**) rein slavisch sein sollen, die bei uns aber zum teil wohl auf älteren Kulturstätten erwachsen sind, ist eine Reihe von Rundwällen, die ich in einigen anderen Beispielen jenen entgegenstellen möchte. Sind die vorigen immer von Wasser derart umgeben, dass sich ein besonderer Graben erübrigte, so liegen die anderen fast stets auf Bergen, haben einen flachen Graben und bisweilen terrassenähnliche Aufschüttungen des abfallenden Terrains, die nicht rein zufällig sein dürften.

Ein ausgezeichnetes Exemplar dieser Gattung befindet sich unweit Potsdam, das mir und Herrn Dr. Albrecht durch Zufall erst vor wenigen Wochen gelang, aufzufinden. Bei Gelegenheit eines Ausflugs nach anderen prähistorischen Stätten fanden wir bei dem Dorfe Bornim auf

*) Fidicin. Territorium d. Mark Brandenburg. III. Abt. 2. S. 92.

**) 38. Jahrgang der Jahrbücher des Vereins f. mecklenburgische Geschichte etc.

einer unserer Karten die Bezeichnung Schanze; sie erregte unsere Aufmerksamkeit umsomehr, als anfänglich in dem nur 2 km entfernten Dorfe niemand davon etwas wissen wollte. Doch hatten unsere Nachfragen schliesslich den Erfolg, dass sich einzelne auf eine angebliche „Franzosenschanze“, in einem Falle sogar auf eine „Schwedenschanze“ besannen, die auf den „Heynebergen“ liegen sollte. Schwedenschanze ist ja der übliche Ausdruck in der Mark, wenn nicht die Bezeichnung „Burgwall“ vorwaltet. Dass hier derselbe mit den Franzosen in Zusammenhang gebracht wird, kann nicht überraschen, da es der Volksmund in Norddeutschland überall liebt, besondere Erscheinungen mit dem in seiner Erinnerung am tiefsten haftenden geschichtlichen Ereignissen in Verbindung zu bringen. In den anderen Teilen des Havellandes, der Prignitz und Uckermark, tritt uns daher überall die Erinnerung an die Schwedenkriege entgegen, in der Nähe Potsdams die der Franzosenzeit, welche durch die Belagerung Spandaus im Jahre 1813 für die Bewohner zeitlich näher liegt. Für uns aber waren diese Bezeichnungen eine Gewähr, dass wir eine prähistorische Stätte vorfinden würden. Sie war auch bald gefunden, da die bewaldeten Heyneberge unmittelbar an der von Potsdam nach Nauen führenden Chaussee liegen. Die höchste der beiden Kuppen, die durch einen tiefen Sattel von einander getrennt sind, mag etwa 70 m hoch sein; auf ihr liegen die Reste einer ehemaligen Umwallung von imposanten Verhältnissen. Ihre Grundrissanlage hat die Form eines Dreiecks mit rundlich nach aussen gekrümmten Seiten, die heute durch 3 Eingänge im Osten, Westen und Süden durchbrochen sind*). Die 2 bis 4 m ansteigenden Wälle, deren höchste Erhebung im Norden liegt, umschliessen eine flache Mulde, in der — etwas in den östlichen Winkel des Dreiecks hineingeschoben — ein 2 m hoher Hügel sichtbar ist. Ein ringsum laufender Graben vollendet die Anlage, deren längste Ausdehnung vom Ost- nach dem Westeingang 70 Schritte misst.

Die Wälle sind zum teil gut erhalten, stellenweis mit sehr starkem Böschungswinkel und nur an den Eingängen abgeflacht. Der im allgemeinen wenig tiefe Graben, der im Osten verschüttet ist, macht den Eindruck, als ob er nur die Böschung hätte erhöhen sollen. Vom Walle aus erregte ein denselben nördlich in leichter Krümmung begleitender Graben Aufmerksamkeit, den wir anfangs für eine natürliche Bildung hielten. Eine weitere Besichtigung ergab aber, dass an dieser Stelle 2 Terrassen untereinander angelegt sind, die vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit dem Walle stehen.

Welcher Zeit und welchem Volk gehört nun dieser geheimnisvoll im Dunkel der Geschichte und des Waldes verborgene Wall an? Da

*) Da dieser Wall von mir bereits in der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie“ besprochen ist, so erübrigt sich hier eine Wiedergabe des Grundrisses, der in den Verhandlungen der Gesellschaft veröffentlicht werden wird.

wir weder Werkzeuge, noch Zeit und Erlaubnis besaßen, so konnten wir eine Grabung an Ort und Stelle nicht vornehmen, konnten also auch keine Scherben, die fast immer den geschichtlichen Anhalt geben, sammeln; doch wirft die an prähistorischen Funden reiche Umgebung einige Lichtstrahlen in dieses Dunkel. Erst vor zwei Jahren sind von Seiten des hiesigen Museums für Völkerkunde Reste germanischer Vorzeit 2 km südlich dem Erdboden entrissen worden; an dem Fusse des Berges kennt der Volksmund noch die Stelle des „Wendekirchhofs“, der, nach mündlichen Berichten, wahrscheinlich Urnen gleicher Herkunft enthalten hatte, und jenseits des 3 km östlich gelegenen Lehnitz-Sees ragen die Linien des Römerwalles auf. Fidicin, der der Insel Potsdam einen eigenen Band gewidmet hat, bringt den Namen „Heyneberge“ mit Hünen zusammen und giebt auf einer seinen „Territorien“ (Band III) beigegebenen Karte dem Berge die Signatur eines Opferaltars, ohne jedoch im Text weiter darauf einzugehen. Es ist dies die einzige Spur, die ich bisher über den Wall gefunden habe. Ob diese, dem Namen entnommene, Folgerung richtig ist, sei dahingestellt; auffallend ist es aber, dass die Bezeichnung „Heyn“ in der Umgebung öfter vorkommt, ohne dass sie sich mit unserem Hain-Wald identifizieren lässt. Einen Heineberg finden wir bei Gross-Behnitz, bei Baumgartenbrück, bei Alt-Töplitz und auch gegenüber der Römerschanze, inmitten des Heineholzes, welch' letzteren die Überlieferung als Stätte eines alten Heidentempels kennt, dessen Reste — vermutlich sind die einer christlichen Kapelle gemeint — erst im XVII. Jahrhundert verschwunden sind. Nach Ledeburs Altert. d. Reg.-Bez. Potsdam sind an dieser Stelle mehrere Urnen, eine mit Buckeln versehen, ein eisernes Messer und selbst 3 römische Münzen gefunden, die in das Kgl. Mus. gelangt sein sollen*).

Die Vermutung, in dem Wall ein Werk der germanischen Vorzeit zu sehen, wird bedeutend verstärkt durch den Vergleich mit einem anderen Rundwall des Osthavellandes, dem sogen. Schwedenwall bei dem

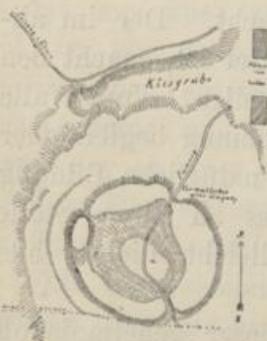


Abb. 4. Wall b. Knoblauch. Sein Umfang von 250 Schritten entspricht dem Bornimer Wall und um diese Ähnlichkeit noch auffallender zu machen, scheinen auch an der Westseite Terrassen gewesen zu sein, falls sie sich

*) Vielleicht gehört hier auch die „grosse Heining“, eine Wiese bei Buckow im Westhavelland, hin.

nicht als natürliche Erhebungen ausweisen sollten. Jedenfalls ist dieser Bau durch Funde als germanisch sichergestellt, die aber mehr in seiner Nähe als auf ihm selbst gemacht worden sind.

Die eigentümlichste Erscheinung beider Wälle, die mir weder bei den vorhin erwähnten noch anderen Sumpfwällen aufgefallen ist, bildet der niedrige, mehr oder weniger nach einer Seite mit der Umwallung zusammenhängende Hügel, von dem ich für das erste annehmen möchte, dass er als Standort irgend eines Bauwerkes gedient habe. Untersuchungsgrabungen, die bis auf den Naturboden gehen müssten, sind hier noch nicht gemacht worden; sie würden durch ihre Ergebnisse vielleicht die Zweifel bestätigen, dass wir es in diesen so wenig Rauminhalt fassenden Rundwällen mit fortifikatorischen Anlagen zu thun haben.

Anzuschliessen wäre hier vielleicht noch ein Berg, der 2 km nördlich von den Heynbergen, 2 km westlich von dem Kirchberg des Hainholzes inmitten der mit dem rätselvollen wahrscheinlich germanischen Namen „Sipunt“ bezeichneten Wiesen liegt, die zum Dorfe Fahrland gehören. Eigentlich ist es eine Gruppe von drei Hügeln, die eine grosse nach Norden offene und abfallende Senkung einschliessen. Der grösste von ihnen steigt an der Ostseite dieser Senkung jäh auf, um dann nach dem Ufer des Fahrlander-Sees allmählich abzufallen. Das so gebildete Plateau ist länglich rund und ohne jede Erhebung. Ein oberflächliches Absuchen des Geländes nach Gefässresten blieb resultatlos, doch sind der Überlieferung nach Urnen daselbst gefunden worden. Das karolingische Landbuch von 1375 erwähnt einen Hof auf einem der Hügel, den Honehof, der längst verschwunden ist und wohl auch das einzige Gehöft auf dem jetzt abseits jeder Verkehrsstrasse liegenden und schwer zu besuchenden Gelände war.



Abb. 5. Der Sipunt.

Ob der Hügel für einen Burgwall anzusehen ist, ist allerdings noch fraglich, da auf dem mit Wintersaat bestellten Terrain Spuren einstiger Umwallung kaum noch zu finden sein dürften. Von weitem gesehen, namentlich von dem südwestlich gelegenen Dorfe Marquard aus, hat die fast geradlinige Silhouette etwas Künstliches, etwas Aufgezwungenes, das mit dem leichten Wellenspiel der Linien benachbarter natürlicher Berge nicht recht zusammenstimmen will, das aber in der Nähe wieder zurücktritt.

Ob aber Wall oder nicht; jedenfalls ist der Sipunt in vorhistorischen Zeiten ein von Natur sehr geschützter Ort und besiedelt gewesen, der eine systematische Nachgrabung sicher lohnen würde.

Wie schon mehrfach angedeutet, ist der Zweck der Wälle ein strittiger; die Ansichten der Forscher gehen darüber auseinander. Die

einen, die in den Militärs Schuster*) und v. Peuker**) ihre Wortführer gefunden haben, nehmen an, dass sie Befestigungen gewesen wären; andere, an ihrer Spitze Sanitätsrat Behla***) in Luckau, neigen zur Annahme eines kulturellen Zweckes. Vielleicht sind beide Annahmen berechtigt; vielleicht haben die einen diesem Zwecke, die anderen jenem oder auch beiden gedient, obgleich bei der grössten Anzahl der noch erhaltenen Werke der geringe Rauminhalt und die allen strategischen Voraussetzungen widersprechende Lage den Glauben an eine Verschanzung auf eine starke Probe stellt. Nur das ist sicher, dass sich eine Scheidung in Sumpf- und Bergwälle schon durch die äussere Lage und Form aufdrängt, die, wenn sie sich auch nicht immer auf verschiedene Völker, so doch gewiss auf verschiedene Zeiten zurückführen lässt.

Bleibt uns also die Wissenschaft nach dem Zweck dieser Bauten eine Antwort noch immer schuldig, so hat sie doch dank den Forschungen Virchows, Behlas und unseres 2. Vorsitzenden gewisse chronologische Anhaltspunkte in den Resten der Topfware festgelegt, nach denen die meisten der Sumpfwälle Spuren der wendischen Vorzeit bergen. Ob diese aber mit der Zeit der Entstehung zusammenfällt, erscheint fraglich. Unverkennbar lassen die meisten Wälle erkennen, dass sie in wendischer Zeit hauswirtschaftlich benutzt worden sind, denn die sich vorfindenden Gegenstände: zersprungene Gefässe, Pfriemen, Steingeräte aller Art, Bronze- und Eisensachen, Reste eines Lehmewurfs und Getreidekörner lassen keine andere Erklärung zu. Wohl aber könnte es zweifelhaft sein, ob diese Benutzung ursprünglich immer beabsichtigt war, und ob nicht eine spätere Zeit sich der älteren Wälle bemächtigt hat, wie das von einzelnen genau untersuchten sichersteht. Mir scheint selbst die Annahme von Lisch, dass die in den Sümpfen gelegenen Wälle slavisch, die auf den Höhen errichteten germanisch sein sollen, sehr unsicher zu sein, denn die gründliche Untersuchung des nunmehr zerstörten Burgwalles von Ketzin, der unmittelbar von der Havel bespült war, hat diesen als einen ursprünglich germanischen erwiesen, der bis in das Mittelalter hinein benutzt worden ist. Dass bei vielen der bisher bekannten Sumpfwälle wendische Reste gefunden worden sind, dürfte für die Herkunft derselben noch nicht beweisend sein, da die wenigsten, wie der Ketziner, bis auf den Naturboden untersucht, sondern nur die aufgelagerten wendischen Schichten konstatiert worden sind. Als sicherstehend kann erachtet werden, dass die meisten Wälle schichtweise entstanden, dass also die oberste, wendische Reste enthaltende, Lage nur

*) Schuster: Die alten Heidenschancen Deutschlands.

**) v. Peuker: Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten.

***) Behla: Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Berlin 1888.

von dem möglichen Zweck der letzten Bewohner, nicht aber von der ursprünglich beabsichtigten Anlage Kunde giebt.

Es giebt im nordwestlichen Deutschland wohl an 1500 bekannte Wälle, von denen ein erheblicher Teil, vielleicht ein Viertel, unserer Mark zukommt. Und diese Fülle legt es nahe, einmal zu untersuchen, wie sich die Burgwälle zu der prähistorischen Gestaltung des Landes verhalten, ob sie, wie teilweise in Mecklenburg bestimmte Territorien einschliessen, oder ob sie nach anderen Verhältnissen angelegt sind. Auf Grund einer Fidicinschen Karte habe ich den Versuch gemacht, eine Zusammenstellung der Wälle des Havellandes und der Zauche anzufertigen, die ich später zu einer prähistorischen Karte dieses Territoriums zu vervollständigen hoffe. Die Arbeit ist noch unvollständig, doch lässt sie ohne weiteres erkennen, dass sich die Wälle am meisten im Osthavellande zusammendrängen, das, wie ein Blick auf die alten Wasser-Verhältnisse zeigt, eine geschlossene Einheit bildete. Mit der Hervorhebung dieser Erscheinung, die erst dann richtig beleuchtet wird, wenn sämtliche Funde eingezeichnet sind, möchte ich schliessen in der Hoffnung, später ein Vollständigeres an dieser Stelle vorlegen zu können.

Kleine Mitteilungen.

Brunold - Denkmal. Infolge eines von Anhängern und Schülern des volkstümlichen märkischen Dichters F. Brunold (Aug. Ferd. Meyer) erlassenen Aufrufs zu Beiträgen (vgl. Monatsblatt Band V, S. 257), ist nunmehr über die Hälfte der zu einem bescheidenen Denkmal in Joachimsthal erforderlichen Geldsumme zusammengekommen, sodass die Ausführung des Denkmals, dessen Gesamtkosten auf 2700 Mk. berechnet sind, gesichert ist.

Die vom Bildhauer H. Walger zu dem Denkmal hergestellte Bronzebüste ist, wie schon in No. 9 der vorjährigen Monatshefte angekündigt wurde, im Atelier, Ausstellungspark Moabit, Stadtbahnbogen 36, zu besichtigen.

Die Denkmalsstelle soll am 3. Juli d. J. in Gemeinschaft mit den Stadtbehörden von Joachimsthal definitiv festgestellt werden, zu welchem Zweck am gedachten Tage ein Ausflug des Komitès unter Anschluss der „Brandenburgia“ geplant ist.

Die Aufstellung und Enthüllung des Denkmals findet im Frühjahr 1899 statt.

Bei dem Berliner Schatzmeister des Denkmalfonds (Kustos Buchholz) sind bisher an Beiträgen eingegangen:

Von Herrn Gymnas.-Dir., Geh. Reg.-Rat Dr. Schwartz	5,—	Mk.
„ „ Geh. Reg.-Rat und Stadtrat Friedel . . .	5,—	„
„ der 187. Gemeindeschule	2,05	„
„ der 11. Gemeinde-Schule	2,—	„